Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur

Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte

Band: 9 (1929-1930)

Heft: 10

Rubrik: Aus Zeit und Streit

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

vor der Vollendung des Turms zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts würde wertvoll das Buch angenehm ergänzt haben, das eine bedeutsame Bereicherung der bernischen Kunstliteratur darstellt.

Konrad Escher, Die beiden Zürcher Münster. Die zwei Wahrzeichen des altzürcherischen Stadtbildes haben hier eine meisterhafte Darstellung gefunden, die sich auf eine umfassende Kenntnis der europäischen Kathedralen gründen kann. Mit überlegener Beherrschung des Stoffes und geschickter Auswahl des Illustrationsmaterials wird ein anschauliches Bild von der Gestalt der beiden Münster während der verschiedenen Stilperioden gegeben. Ein Bild, das durch die Schilderung der jeweiligen kulturellen Zustände Zürichs die entzückende Farbe unmittelbaren Lebens annimmt.

Friedrich Leitschuh, Die Schweizer Landschaft in der deutschen Malerei. Eine große und schwierige Aufgabe wird auf kleinem Raume zu bewältigen versucht, ohne daß der Verfasser der verwirrenden Mannigfaltigkeit und Vieldeutigkeit des Stoffgebietes ganz Herr würde. Das weist neben der Einleitung die Auswahl der 65 Bilder, die mit verschwindenden Ausnahmen einseitig die Alpen- und Voralpenlandschaft berücksichtigt. Im Ganzen eine Fülle sorgfältig zusammengetragenen Materials, viel feine Einzelbeobachtungen auch, die sich aber nur selten zu wirklichen Erkenntnissen verdichten.

Paul Hilber, Die historische Topographie der Schweiz in der künstlerischen Darstellung. Der Verfasser nennt sein Buch bescheiden den Versuch einer Geschichte des schweizerischen Kunstsehens. Dieser Versuch aber ist glänzend gelungen, dank der weisen Beschränkung auf die Erzeugnisse der vervielfältigenden Künste wie der innigen Vertrautheit mit dem Material der schweizerischen Landschaftsdarstellung allgemein und der genauen Kenntnis der Geistesströmungen, aus denen diese Schöpfungen hervorwuchsen. Hilber zeigt den Wandel von der unbewußten Entdeckung der Landschaft und des Städtebildes in der Renaissance bis zu deren bewußter Erfassung seit der Aufklärung und gibt eine anregende Schilderung der graphischen Darstellungsart vom Holzschnitt bis zur Lithographie und ihrer wichtigsten Meister in der schweizerischen Landschaftsdarstellung. Das vortreffliche Buch bietet nicht nur dem Sammler alter Ansichten ganz neue überraschende Einblicke und macht es ihm zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel, es wird auch jedem Freund schweizerischer Landschaftsschönheit wertvoll sein.

Wilhelm Schäfer, Die moderne Malerei in der deutschen Schweiz. Das starke Bekenntnis eines Deutschen zu unserem Lande, in dem er den Inbegriff unverdorbener deutscher Wesensart findet. Durch das mannhafte Eintreten für die Kunst Hodlers in einer Zeit, da sie noch verlacht wurde, durch bedeutende Dichtungen, die immer wieder Gestalten aus dem schweizerischen Geistesleben auferstehen ließen, legte Schäfer Zeugnis ab für seine Liebe zur Schweiz. In der vorliegenden reizvollen Kunstschrift beweist er sie ein anderes Mal. Seine Studien über Böcklin, Welti und Hodler, über Buri und Amiet sind von solch persönlicher Gestaltung und sprachlicher Schönheit, daß sie unveraltbar bleiben. Die Illustrationen, auch zur Malerei der jüngern Generation, wurden mit sicherem Empfinden ausgewählt und machen dieses Buch zu einem beglückenden Geschenk, das ein Deutscher hier den Schweizern spendet.

G. Wälchli.

Aus Zeit und Streit

Pan-Europa.

In der Reihenfolge der vom Lesezirkel Hottingen veranstalteten Zürcher zeitgeschichtlichen Vorträge sprach am 8. Dezember 1929 im großen Tonhallesaal vor einer zahlreichen Zuhörerschaft vormittags 11 Uhr Graf Coudenhove-Kalergi über „Die europäische

Seele". Der noch junge Redner (geboren 1894) von holländisch-japanischer Abstammung wurde mit großer Begeisterung empfangen und drückte sich in knappen, sorgfältig formulierten, fast mathematisch klingenden Sätzen aus, wie wir sie aus seinem paneuropäischen Manifest (1924) kennen. Einleitend verglich er die fünf Erdteile miteinander und wies darauf hin, daß Europa zwar nur eine an Asien angehängte Halbinsel darstelle, aber — im Gegensatze zu den übrigen Erdteilen — das Produkt von menschlicher Arbeit sei, und durch diese in den letzten Jahrtausenden trotz seiner Kleinheit der Mittelpunkt der Welt wurde. Von Kreta aus ging die Entwicklung über Hellas und Rom und das Germanentum bis in unsere Zeit. Auf diesem Wege ist die europäische Seele entstanden, der das Christentum den Glauben und die Tiefe, das Hellenentum die Form, das Germanentum die Kraft gab. Gemeinsam ist diesen drei Elementen, die individualistisch eingestellt sind, die Liebe zur Freiheit. Im Kampfe um diese ist die europäische Seele geworden und erstarkt. Gehemmt wurde sie oft durch den Ostrazismus, mit dem die Masse den Fähigen den Weg zum Führertum zu versperren suchte. Im Gegensatze dazu steht der Kultus des Heros, und der heroische Mensch wird zur Führung berufen. Diese Grundgedanken haben eine europäische Gemeinsamkeit geschaffen, die im römischen Reiche, in der Schöpfung Karls des Großen, in der Reformation und Gegenreformation, in der Renaissance und Aufklärung zur geschichtlichen Tatsache wurde. Bei aller Verschiedenheit gab es ein gemeinsames Band, das ganz Europa zusammenhielt und es — gegenüber der übrigen Welt — zu einer einzigartigen Kulturwelt machte.

Heute hat sich dieses Verhältnis geändert. Nicht weil Europa anders wurde, sondern weil die Welt um Europa erwacht ist und nicht mehr die kulturelle Vormachtsstellung Europas anerkennt. Zwei Mächte sind im Osten und Westen Europas entstanden. Im Osten der Bolschewismus, der nach neuen Methoden ein Weltreich schaffen will, und im Westen der Amerikanismus, der durch die Fülle seiner natürlichen Quellen, durch seine technischen Leistungen und durch seinen Kapitalismus über Europa hinausgewachsen ist. Diese beiden Staaten bedrohen Europa und es ist in Gefahr, in der von Rußland vorbereiteten Weltrevolution eine russische Provinz zu werden oder in Abhängigkeit von Amerika zu geraten.

Aus dieser Not kann nur der Zusammenschluß von Europa erretten. Die Welt um uns sieht dies längst ein. Nur der Europäer selbst ist zu beschränkt, zu dumm, zu einseitig eingestellt, um diese Gefahr zu erkennen und den einzig möglichen Ausweg zu ergreifen. Kommt ihm diese Einsicht nicht, so wird er untergehen, und dieses Sterben bedeutet einen Selbstmord. Es bedarf zu diesem Zusammenschluß ein sittliches Bekenntnis zum Idealismus gegenüber dem Materialismus und eine Absage an die Politik des 19. Jahrhunderts, die zur Selbstzerfleischung Europas und zum Weltkrieg führte. Durch einen Zollverein müssen allmählich die Zollschranken zwischen den einzelnen Staaten fallen und es muß sich in den „vereinigten Staaten von Europa" eine Schicksalsgemeinschaft herausbilden, die nach Ost und West geschlossen dasteht. Keineswegs soll dadurch der Nationalismus bedroht werden. Nur der nationale Chauvinismus, bei dem jedes Volk sich für das beste, größte und fortgeschrittenste hält, muß weichen. Dieser Chauvinismus ist immer ein Zeichen jener Halbbildung, welche nur sein Volk kennt und überschätzt und die anderen Völker haßt. Auch der Traditionalismus, dieses Geisteserbe aus vergangenen Zeiten, soll nicht unterdrückt werden. Er soll gegenüber dem traditionslosen Amerika für die neue Kultur Paneuropas ein Vorzug sein. Sie wird eine Kultur des Friedens sein; denn was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt eroberte und Schaden an seiner Seele nähme.

Nach diesen Ausführungen, die den Wert und die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses zeigten, ging der Redner auf einige Einwendungen ein, die er im Wesentlichen als Mißverständnisse hinstellte. Man sagt, daß der Paneuropäismus den Völkerbund überflüssig machen wolle. Aber dieser ist noch gar kein wirklicher Völkerbund, weil Amerika fehlt. Sobald aber Paneuropa besteht,

kann es mit Amerika und anderen Weltstaaten einen tatsächlichen Bund bilden. Ein solcher wird also erst erstehen, wenn es ein Paneuropa gibt.

Viel zu denken gibt die Frage, ob England in Paneuropa einbezogen werden soll oder nicht. Tritt es dem neuen Gebilde bei, so würde es den Zusammenhang mit den Dominien kaum aufrecht erhalten können und das amerikanische Kanada verlieren. Der Redner glaubt daher, daß England fern bleiben werde. Dagegen wäre es als Weltmacht in der Lage, die Brücke zwischen Paneuropa und Panamerika in einem höheren Völkerbunde zu bilden als dem jetzt bestehenden.

Das wirtschaftliche Problem wird anfangs verwickelt sein und erst mit der Zeit gelöst werden können. Der neu zu organisierende Arbeitsstaat könnte auf einen inneren Markt von 300 Millionen Einwohner rechnen, und dadurch würde die Notwendigkeit der Ausfuhr immer mehr zurückgedrängt. Für Landwirtschaft und Industrie müßte ein Ausgleich gefunden werden, der sich den natürlichen Verhältnissen anpaßt. Jedenfalls würden aber durch Paneuropa viele Hindernisse aus dem Wege geräumt, die der Friede von Versailles schuf, z. B. die Minderheitsfragen.

Der Redner teilt noch mit, daß die paneuropäische Union seit sieben Jahren besteht und demnächst einen Fragebogen an die Staaten Europas richten wird. Am 1. September 1930 soll der erste paneuropäische Kongreß zusammentreten. Unter den Persönlichkeiten, die bis jetzt an der Spitze stehen, wurden genannt: der ehemalige Schweizer Gesandte in Amerika Sulzer, a. Kanzler Wirth, Benesch, Briand u. a. Außer den Personen muß nun die öffentliche Meinung für die Sache gewonnen werden.

Schließlich appelliert Coudenhove-Kalergi mit warmen Worten an die Jugend, besonders die akademische, aber auch an die „Alten", die jungen Herzens und Geistes sind und neuen Ideen zugänglich. Er ruft die Frauen zur Mitwirkung auf, die in Paneuropa ein weites Feld für ihre politische Betätigung finden würden. Endlich weist er auf die Schweiz hin, die für Paneuropa ein leuchtendes Vorbild sei und — nach einem Ausspruche von Viktor Hugo — in der Geschichte das letzte Wort haben werde.

Applaus fehlte nicht. Die Fülle der Gedanken, mit denen die Zuhörer überschüttet wurden, hat Eindruck gemacht, und die Folgen werden wohl nicht ausbleiben.

Bis jetzt stand ich Pan-Europa mehr abweisend als zustimmend gegenüber. Nun hat mir vieles, was Coudenhove in seiner klaren Art sagt, eingeleuchtet. Das Ziel, das er sich setzt, liegt wohl noch in weiter Ferne und kann nur dann erreicht werden, wenn man sich an die gegebenen praktischen Verhältnisse und an die Struktur-Gesetze der Gesellschaft hält und sich nicht in theoretische Ideologien und weltfremde Wege verirrt, und wenn die Urheber des Planes nicht in die Hände gerissener und trügerischer Politiker fallen. Einstweilen habe ich das Gefühl, daß man in dieser Hinsicht etwas naiv ist.

Mein Hauptbedenken lag immer auf nationalem Gebiete. Ich bin nämlich der Ansicht, daß der föderalistische Gedanke für die Entwicklung einer höheren Kultur günstiger ist wie der zentralistische und daß das Übergewicht, das Europa heute noch gegenüber der übrigen Welt hat, auf seinen Nationalstaaten beruht. Sie haben sich ja oft bekämpft, aber der Kampf ist der Vater aller Dinge und aus ihm allein entsteht Leben. Sie haben sich aber auch gegenseitig angespornt und angeregt. Ich möchte daher nicht, daß diese Einzelgebilde, die — wie alles Differenzierte — für den Aufbau einer feineren Gesellschaft ihre große Bedeutung haben, zu Gunsten eines rohen Völkerbreies verschwinden. Nun hat Coudenhove sehr betont, daß die einzelnen Nationen in ihrer Art bestehen bleiben sollen, und daß es sich nur um eine Zweckverbindung handle, die gegenüber den gemeinsamen Gefahren in Ost und West absolut und dringend nötig sei. Mit dieser Auffassung kann ich mich wohl einverstanden erklären und es bleibt nur die Frage, ob es gelingt, im Rahmen eines Pan-Europas jeder Nation das ihr durch die Geschichte zukommende Gepräge zu belassen. Die Zeit wird dies lehren.

Sehen wir auf das Beispiel der Schweiz, so scheint mir diese Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen. Dieser Bund der kleinen Kantone hat seit seinem

Bestehen sich eine höhere Einheit geschaffen und sie nach den Bedürfnissen der Zeit in den letzten hundert Jahren ausgebaut. Dabei hat sich aber der föderalistische Geist so stark erwiesen, daß er sich bis auf die Feinheiten der Umgangssprache in jedem Kanton nach seiner Art behauptete. Das innere Gesetz der in der Überlieferung eines Kantons verankerten Zusammengehörigkeit gibt dem zentralistischen Gedanken nur da Raum, wo es durch praktische Verhältnisse absolut geboten erscheint. Dieses Beispiel wäre für den paneuropäischen Plan beruhigend.

Christian Beyel.

Um unsern Wehrwillen.

Vom Anstiften. Es darf uns nicht wundern, daß die „Neuen Wege" bemüht sind, die Militärdienstverweigerungsfälle lückenlos aufzuzählen. Dienstverweigerung muß somit nach dem Urteil des Herrn Prof. Ragaz etwas Gutes sein, so gut, daß er heute droht, mit seinen Freunden eines Tages auf allen Gassen auszurufen: „Wer im Militärwesen noch mitmacht, ist ein Verbrecher!" Sollte er sich da nicht freuen, daß ein Großteil des Volkes jetzt schon in ihm den Anstifter zum „Guten" sieht? Aber nein, er bittet in den „Neuen Wegen" Nr. 10 um den Abdruck folgender Erklärung: „Es ist und bleibt eine krasse Unwahrheit, die ich nun nach all meinen Erklärungen in dieser Sache als Lüge bezeichnen muß, daß ich je einen Dienstverweigerer zu seiner Tat angestiftet hätte. Niemals habe ich das getan, weder direkt noch indirekt (von uns gesperrt). ... Ich bin bloß für die Dienstverweigerer eingestanden und machte keinen Hehl daraus, wie ich eine solche Tat hochschätze und die Dienstverweigerung dieser Art als die stärkste Waffe im Kampfe gegen den Moloch des Krieges und des Militarismus betrachte. Hätte ich darüber schweigen sollen, nur damit aus meiner Überzeugung keine „Folgen" entstünden?" — Also doch! Keine Anstiftung, aber doch dieselben Folgen, somit auch Ursachen. Warum diese Spitzfindigkeit? Sie paßt schlecht zu dem „Heldenbekenntnis", das derselben Erklärung beigegeben ist: „Wir möchten wohl die andern vor dem Gefängnis bewahren, kämen aber selbst noch so gern hinein. Denn heutzutage muß man sich schämen, nicht im Gefängnis zu sitzen." Es ist derselbe Heldenmut, der den Pfarrer am Werktag brav die Militärsteuer bezahlen und am Sonntag vom Unrecht der Militärpflichterfüllung predigen läßt!

Stellungnahme der Kirchen. Endlich sah man sich auch in den reformierten Landeskirchen zu einer klaren Stellungnahme in der Militärdienstfrage gezwungen. Daß die Besprechung dieser Frage so rasch hintereinander in Aarau, Bern und Zürich geschah, zeigt, wie dringend sie geworden ist. Ob die Entscheidung so oder anders ausfiel, beides verlangte Mut, und das Erfreuliche ist, man hat diesen Mut aufgebracht. Mancher mag dabei in der Hoffnung auf die Gunst der Masse, also nicht aus dem Glauben, oder aus Sachlichkeit gesprochen und gehandelt haben, denn oft steht hinter großen Worten die Furcht. Andere haben aus demselben Grunde vor einer klaren Entscheidung gewarnt. So in Zürich, wo ein Vertreter antimilitaristischer Gesinnung ausführte: „Der Beschluß der Synode, fällt er so oder so aus, wird kommentiert werden, und ein Kompliment vor der Armee wird merkwürdig kommentiert werden." Wie groß diese Furcht vor dem „merkwürdigen Kommentar" war, zeigt die entscheidungslose Aarauer Predigerversammlung. Erfreulicheren Mut bewies dagegen der bernische Synodalrat. Er kam zu einer entschiedenen Ablehnung der religiösen Dienstverweigerungspropaganda und zur Warnung vor Schwärmerei und Irreführung in dieser Sache. Das Urteil mag hart scheinen, wie jede Entscheidung eben eine Scheidung bedeutet, aber es ist immer noch sehr gelinde gegenüber dem Wortregister, das, trotz der Bergpredigt, im religiös-sozialen Lager im Gebrauch ist. Die Zürcher Synode brachte ein ähnliches Ergebnis. Nur in einem Punkt herrschte dort volle Einmütigkeit: In dem Verlangen nach einer Änderung der militärgerichtlichen Behandlung der

Dienstverweigerung. Hier liegt ein Problem vor, das dringend einer bessern Lösung bedarf, soll das Militärgericht nicht mehr und mehr zu einer antimilitaristischen Propagandastätte werden. Eine weitere Kundgebung in dieser Frage erließ im Oktober die bernische Kirchendirektion. Mit Recht erinnerte sie daran, „daß es mit dem von jedem Pfarrer der bernischen Landeskirche geleisteten Amtseid unvereinbar ist, wenn ein solcher Pfarrer in Predigt oder Unterweisung zur Verweigerung des Militärdienstes auffordert". Daß man sich für die Unterwühlung der Grundsätze und Bestimmungen des Staates von diesem sehr angenehm bezahlen läßt, das entspricht sicher weder dem Willen des Arbeitgebers, des Staates, noch dem, was man im Volk als Ehrlichkeit bezeichnet und noch viel weniger der Unduldsamkeit gegen Andersdenkende und der Gewissensknebelung, wie sie in religiös-sozialen Kreisen gepflegt werden.

Karl Lienhard.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen Bücher.

Almanacco dei Grigioni 1930; Manatschall & Ebner, Chur.
Centre international d'etudes sur le Fascisme; Annuaire 1928 et 1929; Social Edition, Paris.
Die Schweiz 1930, Ein nationales Jahrbuch; Rentsch, Zürich.
Escher, Konrad: Die beiden Zürcher Münster; Huber, Frauenfeld.
Früh, J.: Geographie der Schweiz; Fehr, St. Gallen.
Heinsheimer, Karl: Sammlung der Zivilgesetze der Gegenwart; J. Bensheimer, Mannheim.
Hilber, Paul: Die historische Topographie der Schweiz; Huber, Frauenfeld.
Leitschuh, Friedrich: Die Schweizer Landschaft in der deutschen Malerei; Huber, Frauenfeld.
Nicolas, Raoul: Die Burgen der deutschen Schweiz — Das Berner Münster; Huber, Frauenfeld.
Schäfer, Wilhelm: Die moderne Malerei in der deutschen Schweiz; Huber, Frauenfeld.
Strachey, Lytton: Queen Victoria — Elisabeth und Essex; S. Fischer, Berlin.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Prof. Dr. Eduard His, Basel. — **Maurits van Schelvenhoeve,** Kortrijk. — **Dr. Ernst Jenny,** Berlin. — **Dr. Gerhard Boerlin,** Basel. — **Dr. Hektor Ammann,** Aarau. — **Dr. A. Pütz,** Journalist, Paris. — Frl. **Elisabeth Sulzer,** Zürich. — **Wilhelm Schüle,** Ingenieur, Bern. — **Dr. Christian Beyel,** Zürich. — **Dr. Eugen Curti,** Zürich. — **Dr. Paul Lang,** Kilchberg-Zürich. — **Dr. G. Wälchli,** Olten. — **Karl Lienhard,** Olten.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Oehler. Schriftleitung und Verlag: Aarau, Goldernstr. 1. — Druck und Versand: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.